Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 55 (1972)
Heft: 1

Artikel: Spiegelfechterei um den Dialog mit der Kirche
Autor: Wolfgang, Otto
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-411969

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Spiegelfechterei um den Dialog mit der Kirche

«Wenn es keinen Gott gäbe», sagte Napoleon, «so müsste er erfunden werden.» Und er erklärte seine Stellungnahme folgendermassen:
«Was ich in Religion sehe, ist nicht das Wunder der Menschwerdung, sondern gesellschaftliche Ordnung. Die Idee eines Himmels setzt voraus, dass alle Menschen gleich sind; dies verhindert, dass die Armen die Reichen erschlagen. Religion ist eine Art Schutzimpfung, denn ... die Gesellschaft kann nicht ohne ungleichen Besitz bestehen, und dieser wieder kann nicht ohne Religion auskommen. Einer, der mit hungrigem Magen zusieht, wie ein anderer sich an Delikatessen mästet, kann nur an sich halten im Glauben an eine höhere Macht und die Ueberzeugung, dass diese Ungerechtigkeit in einer anderen Welt gutgemacht werden wird.»
Dies war eine sehr klare Erkenntnis des Wesens der Religion, zu einer Zeit, als die Materialisten glaubten, alle Priester wären Gaukler und man brauchte bloss die Menschen «aufzuklären», um ihnen zu zeigen, wie unsinnig ihre Ansichten sind. Der Glaube an Gott — also nicht Magie und Animismus — ist ein Produkt der Klassengesellschaft, eine Giftblase aus dem Morast sozialer Ungerechtigkeit. Vernunftargumente können ihr nichts anhaben, solange diese Ungerechtigkeit fortbesteht.
Die moderne Psychologie hat gefunden, dass die Symptome der Frömmigkeit jene der Zwangsneurose sind und dass der Patient daher ausserstande ist, von den Handlungen abzulassen, die er für notwendig findet. Dies allein müsste gewisse Marxisten, die auf den Vatikantrick des Dialogs hereinfallen, davon überzeugen, dass alles Schwätzen nur Zeitverlust ist.
Die Kirche hatte Atheisten und Ungläubige von jeher verfolgt, verleumdet und gemordet. Erst als ihr das Wasser bis zum Mund ging, hat die Klerisei mit der — nie ganz ehrlich gemeinten — Forderung des Dialogs eine Atempause erreichen wollen. Einige Einfaltspinsel sind ihr denn auch sofort auf den Leim gegangen; sie jammern heute, dass die Kirche nicht mehr länger geneigt scheint, diese Komödie fortzusetzen. Sie hatte eine nette Geste gemacht in der Erkenntnis, dass immer mehr Christen unter den Einfluss kommunistischer Ideen kommen, kann sich aber heute damit trösten, dass diese Ideen, solange sie durch den russischen Gewissenszwinger repräsentiert werden, viel von ihrer Ueberzeugungskraft verloren haben.
Die Kommunisten hingegen, die sich mit hohen Kirchenfürsten zu einem «Dialog» hinsetzten, hofften andererseits ihr Bild dadurch bei den Massen der Gottgläubigen günstig beeinflussen zu können — so etwa in Lateinamerika, wo sogar Priester zu den Rebellen übergingen und im Kampf fielen.
Diese aber waren selbst Männer, die Armut kannten, und nicht die hohen Kirchenfürsten, mit denen man «Dialog machte»; sie standen schon in der Französischen Revolution auf seiten der Revolutionäre, und sie tun es wieder in Franco-Spanien. Und immer wieder zeigt sich die Klassenfront, denn die Kirchenfürsten stehen natürlich auf der Seite der Unterdrücker. Man könnte also noch begreifen, wenn ein Dialog mit solchen kleinen Pfäfflein geführt worden wäre, die heute selbst gegen Zölibat, Untrennbarkeit der Ehe, Abtreibungsgesetze und Verbot der Pille kämpfen.
Hinlänglich bekannt ist, was Marx, Engels und Lenin über die Religion dachten. Engels erklärte im «Anti-Dühring», dass der Glaube an höhere Mächte und Gott bloss Phantasien sind, die in unserem Denken die äusseren Mächte widerspiegeln, welche unser tägliches Leben beeinflussen, d. h. dass irdische Mächte uns als himmlische erscheinen; und in seiner Einführung in eine «Kritik von Hegels Rechtsphilosophie» nennt Marx die Religion einen «Protest» gegen bestehendes Elend — den «Seufzer der bedrängten Kreatur», kurz «das Opium des Volkes».
Hier haken die Marxverbesserer ein: wenn es ein Ausdruck wirklichen Elends und ein Protest dagegen ist, dann ist es revolutionär, dialektisch-fortschrittlich und war bloss ein Ausdruck einer bestimmten Periode der industriellen Revolution, wenn das Proletariat von einer übermütigen Bourgeoisie besonders ausgebeutet wurde. Dies trifft also auf heute nicht mehr zu, wo die Kirche infolge des Bestehens von sozialistischen Staaten sich auch auf irdische Fragen umstellen müsse. «Religion ist nicht immer und überall ein Opium des Volks», erklärte Gilbert Mury, der Theoretiker der maoistischen Splittergruppe in Frankreich, auf der Salzburger Tagung «Christentum und Marxismus» (1965).
Zudem — behaupten die Neomarxisten — wären die Gründer nicht immer konsequent gewesen. Marx hat in der erwähnten Schrift erklärt, dass wahres Glück nur entstehen könne nach der Ausrottung der Religion, denn sie ist eine illusorische Blume an unseren wirklichen Ketten. Er schrieb aber auch, dass Atheismus im Sozialismus sinnlos ist; Engels warnte Dühring, die zukünftigen Polizisten gegen die Religion aufzuhetzen, statt zu warten, bis sie eines natürlichen Todes sterbe, und Lenin verlangte, dass man sowohl Religion wie Atheismus lehren dürfe.
Diese aus dem Zusammenhang gerissenen Sätze sind eine Verdrehung dessen, was gemeint war. Im «Programm der blanquistischen Kommune-Flüchtlinge» schrieb Engels (1874), es ist heutzutage kein Kunststück mehr Atheist zu sein, denn die Arbeiter sind einfach fertig mit dem Gottglauben. Man könne ihn nur beleben durch Verbote, indem man Märtyrer schafft (was die Sowjetunion heute tut). Verbieten ist sinnlos, denn auf dem Papier könne man viel verbieten, ohne die Macht, dies durchzuführen. «Soviel ist sicher: der einzige Dienst, den man Gott heutzutage noch tun kann, ist der, den Atheismus zum zwangsmässigen Glaubensartikel zu erklären.» Und Lenin (1905) forderte, die Religion zur Privatsache zu erklären, d. h. den Behörden gegenüber. Aber «als Partei können wir Religion keinesfalls als eine Privatsache gelten lassen». Religiöse Diskrimination darf nicht geduldet werden, jeder kann seine Religion oder keine bekennen. Oder wie Marx es in der Kritik des Gothaer-Programms saftig ausdrückte: «Jeder muss seine religiöse wie leibliche Notdurft verrichten können, ohne dass die Polizei ihre Nase hineinsteckt.»
Aber — warnte Lenin — man muss sich hüten, den Irrtum zu begehen, die religiöse Frage auf idealistische, abstrak-

Formulare zum Kirchenaustritt

sind bei der Geschäftsstelle der FVS, 8047 Zürich, Langgrütstrasse 29, erhältlich.

te Weise, als eine «intellektuelle Frage» zu betrachten, losgelöst von den sozialen Verhältnissen.
Dies aber ist, was die Neomarxisten tun. Sie philosophieren mit Bischöfen, obwohl Marx in den «Thesen» schrieb, dass die Philosophen die Welt auf vielfache Weise zu erklären versuchten, dass es aber «darauf ankommt sie zu verändern». Und soviel sich die Kirche formell anpassen mag, **sie kann sich nicht im Wesen ändern, denn das würde bedeuten, dass sie sich selbst negiert.**
Zweitens: die Religion lehrt «Im Anfang war das (göttliche) Wort». Marxismus lehrt, im Anfang war die Tat. Zwischen einer Basis im Himmel und einer auf unserer Erde gibt es keine Kompromisslösung.
Da gibt es nichts zu debattieren. Menschen aber, die so weit sind, dass sie zu zweifeln begonnen haben, kommen zu uns ohne kirchliche Erlaubnis; aber von Pfaffen, die im Sold der Kirche stehen, kann man das nicht erwarten.
Ob Feudalstaat, Kapitalismus, Imperialismus — die Basis der Klassengesellschaft, die ein Opium erzeugt, hat sich nicht verändert. Was sich verändert hat, ist aber, dass es heute kein Proletariat mehr gibt, das «nichts als seine Ketten zu verlieren hat».
Der technische Fortschritt mit seinen Anforderungen hat die Arbeiterklasse so gehoben und gestärkt, dass sie heute zum Kleinbürgertum gehört und vielfach politisch desinteressiert geworden ist. Der Arbeiter ist besser bezahlt als der geistige Arbeiter und kann seine Forderungen stellen. Wie aber Marx und Engels in der «Deutschen Ideologie» ausführten, hat die Teilung der Arbeit in geistige und materielle Tätigkeit (etwas, was Mao Tse-tung auszumerzen sucht) geistige Entfremdung und Widersprüche hervorgerufen. Es führte heute dazu, dass nunmehr die Intellektuellen (bes. Studenten) radikalisiert sind, aber nicht mehr im Sinne von Marx, sondern in einer unklaren Weise, die vielfach an faschistische Gewaltmethoden grenzt.
Die Hippies kommen aus guten Kreisen, die Tupamaros sind hauptsächlich Intelligenzler und Technokraten und die «Neue Linke» ist typisch für die wirren Ideen einer deklassierten, entwurzelten Schicht.
Sie berauschen sich an Worten, an Rauschgift, an Terror und Gewaltmassnahmen gegen alle, die anders denken. Toleranz und Dialog gibt es für sie nicht mehr. Und in dieser Niedergangsmystik tragen sie auch wieder Kreuze und machen Jesus zum «Superstar». Kein Wunder also, dass in dieser Atmosphäre die Kirche wieder Morgenluft wittert.

Otto Wolfgang

Der Abbé de Choisy als Transvestit

In der französischen Sozialgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts gab es eine recht eigentümliche Sonderklasse: die Abbés. Sie wurden vom König ernannt, trugen zwar ein modisches geistliches Gewand, hatten aber meistens weder ein Amt noch höhere Weihen, bezogen aber reichliche Pfründen aus irgendeiner Abtei, die sie entweder geerbt hatten oder als Gnadenerweis oder Auszeichnung geschenkt erhielten. Um der Langeweile zu entgehen, waren sie in jedem Wirbel des Vergnügens, gingen in den Salons und Boudoirs der vornehmen Damen ein und aus, dichteten gewagte Verse und waren selten ohne Liebesaffären. Die Damen sahen sie als «unentbehrliche Einrichtungsgegenstände für regnerische Tage auf dem Lande» an.
Auf bedenkliche Weise berühmt und berüchtigt ist der Abbé François-Timoléon de Choisy geworden, der sein merkwürdiges Treiben in jungen Jahren in «Memoiren» aufgezeichnet hat (deutsch 1969 im Insel-Verlag, Frankfurt). Es handelt sich bei ihm wohl um den spektakulärsten Fall vonTransvestitismus, den die Geschichte der Sexualpathologie kennt. (Eine Diagnostizierung ist nachträglich nicht möglich, aber der Abbé dürfte sicher kein Homoerotiker gewesen sein; er hatte soweit normale männliche Triebveranlagung und gab denn auch hinlängliche Proben seines natürlichen Interesses an weiblichen Wesen.)
Der Vater war ein bedeutender Mann: Staatsrat, Präsident des Languedoc und Kanzler des Gaston d'Orléans; die Mutter eine kokette Schöne und Intrigantin am Hof des jungen Ludwigs XIV. François-Timoléon, 1644 geboren, war als Knabe unerwünscht; die Mutter hätte lieber ein Mädchen gehabt und steckte ihn in Mädchenkleider. Der Vater starb früh, und die Erziehung erfolgte auf extravagante Weise durch die Mutter, «en Demoiselle». Der Junge wurde für den geistlichen Stand bestimmt, machte an der Sorbonne eine Dissertation und wurde, ein Werk der Mutter, mit 18 Jahren Abbé von Saint-Seine in Burgund mit einer erklecklichen Pfründe. Sein weiteres Leben verlief in Episoden und meistens — in Frauenkleidern.

Mit 20 verschwand er aus Paris, um während fünf Monaten am Theater von Bordeaux die Rolle einer Naiven zu spielen. Den sich aufdrängenden Liebhabern erwies er kleine Gunstbezeugungen, verhielt sich aber reserviert, wenn es um mehr gehen sollte. «So wurde ich wegen meiner Tugend hochgepriesen» rühmt er selber in seinen «Memoiren». Als 1666 seine Mutter starb, erbte er deren Schmuck. Nun liess er sich im Faubourg Saint-Marcel nieder und hielt ein grosses Haus als Mademoiselle de Sancy. Er trug gestickte Mieder, schwarzgoldene Morgenröcke, Garnituren aus weissem Satin, einen geschnürten Gürtel und «eine grosse Schleife auf dem Hintern, um die Taille anzuzeigen», lange Schleppen, eine Haube mit Schleifen, reichliche Ohrgehänge, stark gepuderte Perücken, Schönheitspflästerchen, ein Brusttuch aus Mechelner Spitzen, das den (ausgestopften) Busen schamhaft verbergen sollte. Den Hals und die obere Brust wusch er täglich mit Kalbsbrühe und Schafsfusspomade, damit die Haut weich und weiss blieb. (Das Gesicht hatte man ihm schon in der Kindheit mit einem besonderen Wasser eingerieben, das den Bartwuchs verhinderte.) «Madame» de Sancy hatte eine reichliche Dienerschaft, darunter einen Hauskaplan, besuchte oft die Kirche, wo sie unter der Kanzel eine Bank gemietet hatte, teilte den Armen Almosen aus, zog die Kollekte ein und reichte schliesslich das geweihte Brot. Der Abbé ging auch reihum zu den Kirchenvorstehern, und vom Curé der Gemeinde liess er sich bestätigen, dass seine Kleidung bescheiden sei. Vor allem aber lud er Nachbarinnen öfters zum Souper ein und überredete sie, ihm ihre jungen Töchter zu überlassen, denen er das kunstgerechte Frisieren lehren wollte. Sie mussten natürlich auch bei «Madame» schlafen, und so hatte der Abbé jederzeit seine Liebschaften. (Die Defloration eines 15jährigen Mädchens beschrieb der junge Fant in Frauenkleidern mit geradezu klinischer Genauigkeit!) Diese Mädchen mussten sich als Knaben verkleiden, so dass er einmal auch die Farce einer Hochzeit, unter